

Wildbader Tagblatt

Chronik und Anzeiger für Wildbad und das obere Enztal.

Nummer 224

Februaf 479

Mittwoch, den 26. September 1934

Februaf 479

69. Jahrgang

Englische Perspektiven

MacKenna oder Oswald Mosley?

Von Christian U r h a m m e r-Hamburg.

In England ist das Alte eng mit dem Neuen verwoben. Es gehört zur Größe des englischen Volkes, daß der konservative Kern immer die Kraft zur Angleichung an neue Zeitströmungen erwiesen hat. Die Engländer sind realistisch. Realistischer Weltbild kennzeichnet den angelsächsischen Germanen. Gewaltam reformiert wird in England selten. Gern unterhält man sich indessen über Reformen und läßt sie langsam wachsen, aber man bleibt vorsichtig dabei und geht nie wild auf Dinge los.

Vieles hat sich zwar in den letzten Jahren auch in England verändert. Die explosive Wucht des deutschen Umsturzes hat auch den ruhigen Engländer zu politischen Perspektiven wie Diktatur usw. geführt, was uns kaum wahrheitsgemäß dünken will; dennoch fanden sie in einem Teil der englischen Bevölkerung Sympathien. Nicht umsonst ist Sir Oswald Mosley der größte politische Redner der englischen Gegenwart geworden. Aber er vereinigt bisher — aus tatsächlichen Gründen wohl — nicht eine Partei von den Wahlen aus, — keine Stimmen auf sich.

Die Schwärzhe m e n, die vor allem in der Provinz Fuß gefaßt haben, haben eine starke Anhängererschaft zu verzeichnen, die streng organisiert ist. Die Londoner Presse hat sie tatgleichwiegend, bis sie nun mit einemmal riesengroß eine heftigste Tatzache geworden ist. Der sehr objektiv informierende „Observer“ schätzt die sektorgestützte Anhängererschaft auf einige Hunderttausend, das ist für englische Parteiverhältnisse eine fast unglaubliche Stärke. Der „Pressford“ Nothemerer nutzt das bereits für sich aus und brachte in der „Daily Mail“ und in den „Evening News“ eine intensive Propaganda für den Führer der neuen Bewegung. Am 22. April trat Mosley zum allererstenmal als Führer der Britischen Faschisten in London öffentlich auf. Eine große politische Versammlung war einberufen. Die „Albert Hall“ war bis zum Zerplatzen gefüllt. Man fragte sich bald: welcher Politiker hat das in England außer Mosley fertig gebracht? Und dazu ist Mosley nur wenige Jahre bekannt. In England kennt man es nicht, daß ein junger Politiker ohne jahrelange Praxis sich durchsetzt. Freilich schwächt Mosleys Person viel vom faschistischen Mythos ab. Er hat bereits einmal — 1918 — als konservativer Abgeordneter begonnen. Seiner Vermählung mit der Tochter Lord Curzons und damit der Heirat zweier Mitglieder der „ruling families“ wohnte das englische Königs Haus bei. Darauf wechselte Mosley 1924 zusammen mit seiner Frau ins Labourlager hinüber. Das kommt dem nächsten Engländer ein wenig romanhaft vor. Vor allen Dingen: er ist nicht mehr „neu“, und das ist für eine faschistische Bewegung eigentlich Voraussetzung, keine faschistische Maste könnte manchem allzu durchsichtig erscheinen.

Faschistisch aber sind die neuen Parolen: Aktion statt Programm, Schwung einer Radikalspartei. Der Krieg hat schließlich auch in England eine tiefere Wirkung gehabt. Er bedeutet wie überall so auch hier eine Revolution und schließlich eine nationale Revolution. Was man erhoffte, war die Rückkehr zu der sorgenlosen, ausgeglichenen Vorkriegszeit. So dämmerte die innenpolitische Abkehr und Umkehr. Auch in England wird man das Ende des Liberalismus von Versailles ab datteren müssen. Diese allgemeine soziale und nationale Ernüchterung führte zuerst zu einem Einströmen der Söhne alter Familien in die Reihen der Labour Party, von der man sogar in diesen Kreisen eine Wendung der Politik und des Geschickes erwartete. Die Enttäuschungen mit der Labour Party, welche die junge Arbeitererschaft teilt, geben dem britischen Faschismus beträchtliche Ausichten. Aber er hat von der anderen Seite eine stolze parlamentarische Tradition gegen sich, die nicht so erbärm-

lich negativ gewiesen ist wie die deutsche parlamentarische Vergangenheit. Diktatorische Absichten haben daher in England eine weniger liebevolle Aufnahme zu erwarten. Dagegen hat die Parole von der „völkischen Freiheit“ auch für den Engländer einiges für sich. Hier ist das Plus der Mosley'schen Politik. Oekonomisch Begründungen sind in England ausschlaggebend, Weltanschauung usw. spielt keine Rolle. Und daher das Interessante an der faschistischen Aktion in England: Bei aller Betonung des Führerprinzips und der Massendisziplin deutet sie sich im Sachlichen durchaus mit der englischen Empirepolitik. Nur, daß sie MacKennas Erfolgsprinzipien mißachtet und ihrerseits für eine strenge Autarkie des britischen Großwirtschaftsraumes und für ein Einfuhrverbot für ausländische Waren eintritt.

Mosley ist kein Faschist. Heer und Flotte sind stark für ihn eingenommen. Doch, wenn auch somit unmittelbare Chancen für einen Umsturz vorhanden wären und im Volke die deutschen Ereignisse das Ihre taten, so wird in England doch kaum ohne parlamentarische Mehrheit gestiftet werden können. Die Fascist Party hält sich daher auch klugerweise von den nächsten Wahlen zurück, sie spekuliert auf den Mythos des Kampfes; im nüchternen Ringen mit MacKenna würde sie unterliegen müssen. MacKenna, der die Ursache des Stiechturns der Weltwirtschaft richtig in den falschen bürokratischen Eingriffen der Staaten in die internationale (nicht nationale!) Wirtschaft erkannte, trat zuerst in England aktiv für „freie Devisenkurse“ ein. Dem folgte die englische Devaluation, die ungehindert Warenaustausch mit allen Ländern gestattete. Die Fesseln der Goldwährung und Devisenstabilisierung waren abgeschüttelt. So hat England billiges und reichliches Geld. Der Zins der Staatsanleihen ist auf 3 Prozent gesenkt. Die Produktion steigt ohne öffentliche Hilfe. Die Kohleerzeugung hat mit 503 000 Tonnen im März den Höchststand seit Oktober 1929 erreicht. Während in den Ländern des Goldblockades Sparmaßnahmen am Staatshaushalt auf der Tagesordnung sind, beginnt England, in der Staatskasse Ueberschüsse zu haben, im letzten Jahr sogar 39 Millionen Pfund. Steuern wurden ermäßigt (Automobilsteuer 25 Prozent, Einkommensteuer 10 Prozent). Der Abbau der Beamtengehälter von 1931 wurde um die Hälfte rückgängig gemacht. Die Arbeitslosenunterstützung wurde auf die alte Höhe gebracht. Danach zählt England die höchsten Unterstühtungsätze und hat demzufolge fast keine Kommunisten. Im April ds. Js. hatte der Außenhandel bereits um 86 Millionen Pfund zugenommen. Die Zunahme der Einfuhr betrug 10 Prozent, die der Ausfuhr 14 Prozent. Die Belebung des Welthandels in Ein- und Ausfuhr der Länder gleichzeitig, die Inangangsetzung des Stoffwechsels innerhalb der Gesamtwirtschaft ist das Werk MacKennas. Goldorthodoxie und internationale Bankinteressen wurden beiseite geschoben, ein freier Handel mit dem Ausland brachte auch die nötige innere Anruebelung der Wirtschaft.

Das ist MacKenna als Erzähler. Sollte es zur Gründung einer neuen „Nationalpartei“ des Macdonalds- und Simonstügel kommen, die anscheinend auch von Baldwin und Chamberlain gebilligt wird und die von einer bedeutenden Presse gestützt würde, würde die schon jetzt in Ministerreden zum Ausbruch gebrachte Parole „Demokratie gegen Diktatur“ offenbar siegen. Lediglich die jungen Konservativen stehen diesmal gegen die Sache ihrer Väter. Und Jugend hat schließlich allerhand zu bedeuten. Aber wir sind in England. Die Vorkriegspolitik sehen hier noch fester im Sattel als in Paris. Mosley aber hat, wenn es sich um die konservativen Kreise, insbesondere die des Landes handelt, die alte „ruling family“-Tradition auf seiner Seite. Das schwächt das Abenteuer ab und bietet auch dem puritanischen Bürgertum Altenglands Motive des Zurückens. Während Südeuropa und die Schauer- und Großindustrie sich erholen, leidet das Land in Mittel- und Nordengland sehr. Kandidiert Mosley später einmal, weiß er, daß er hier rechtlos siegt.

Vorläufig würde jede Dreieckswahl eine Chance für die Labour Party sein, die von der Arbeit Mosleys gewinnen würde. Aber doch auf dessen Konto: Sofort würde er die „nationalen“ Kräfte gegen die „Partei“regierung aufrufen können. 1936 ist der nächste Wählertermin.

Aus den Jugendjahren Hermann Löns



Zu seinem 20. Todestag am 27. September

Nach dem Tode von Hermann Löns erschienen allerlei Lebensbeschreibungen, die aber alle nicht ganz echt waren. Löns hatte es nämlich seinen Biographen insofern schwer gemacht, als er alle an ihn gerichteten Briefe regelmäßig sofort verbrannte, sobald sie beantwortet waren. Sein Bruder Ernst Löns übernahm deshalb die Aufgabe, das Leben Hermann Löns so zu schildern, wie es sich wirklich gestaltet hat.

Am 28. August 1866 wurde Hermann Löns in Culin als Sohn eines Oberlehrers geboren, der schon kurze Zeit danach an das Gymnasium in Deutsch-Krona versetzt wurde. Die Mutter war eine Apothekerstochter aus Paderborn. Hermann war der älteste Sohn; als sein Schwesterchen Elisabeth geboren wurde, war Hermannen damit gar nicht einverstanden. Ein Kaninchen wäre ihm viel lieber gewesen, damit hätte man doch etwas anfangen können.

Sein erstes Interesse für Literatur befundete er früh; alle Bilderbücher, die im Hause waren, konnte er schon als Zwei- und Dreijähriger von A bis Z auswendig, jedoch er Fremde bisweilen in Erstaunen setzte, da sie dachten, er könne schon wirklich lesen. Er hatte aber nur das gute Gedächtnis, das die meisten begabten Kinder mitbekommen. Am schönsten aber war es, wenn Mutter ihm selbsterdachte Geschichten erzählte, in denen Tiere, Blumen und Kinder die Hauptrollen spielten. Ein Ereignis, ein großes, war das Puppentheater, das der Hauswirtssohn den Lönschen Kindern schenkte. Hier konnte sich die Phantasie des Knaben zum ersten Mal schöpferisch betätigen. Die Eltern wunderten sich über seine Einfälle.

Als der kleine Hermann mit vier Jahren auf eine Besuchsreise zu den Großeltern nach Westfalen mitgenommen wurde — es war kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges — wurde in Berlin Aufenthalt genommen, und das Kind bekam den damaligen Kronprinzen zu sehen. Als Hermann

Ein Volk tritt an

Ein Roman vom neuen Deutschland von Paul Hain.

Radikales verboten.

Das klingt und braust über den alten Gutshof! Dann ist der Appell vorbei. Die Leute strömen in ihre Stuben zurück. Die kurze kernige Ansprache des Lagerführers hat sie — ihre Augen verraten es — doch mächtig gepackt.

Krause brummt begeistert:

„Die Sache gefällt mir! Wirklich!“

Fritz Liebreich stößt erregt Heinz zu:

„Das ist doch was anderes, als zu Hause in der Portierwohnung sitzen und dösen, nicht wahr, Herr von Bergholt?“

Der lacht!

„Ja — und ob! Aber Liebreich, nun mal nichts mehr von „Sie“ und „Herr von“ und so, wie? Jetzt ziehn wir an einem Strang! Kameraden! Und Kameraden sagen sich du!“

„Sehr richtig“, feixt Stegried Riese, „endlich fällt der Groschen! Weg mit dem „Sie“! Rübniß, jib doch mal ein Stück von der wunderschönen Braunschweiger da in deinem Spindelken! Ich hab schon wieder Appetit — na, so was!“

Krause ist sofort mit dabei. Und Rübniß lächelt — ein bißchen blasiert sieht's ja immer noch aus, aber vielleicht kann er nicht dafür — und schließt das Spindel auf. Eine ganze Wurst langt er hervor. Udn noch eine. Legt sie auf den Tisch.

„Bedient euch, Herrschaften!“

Krause brüllt vor Wonne:

„Mensch — Rübniß — du bist doch 'ne anständige Kröte! Man muß dir bloß richtig anfassen!“

Heinz von Bergholt aber sitzt oben auf seinem Bett, baumelt mit den Füßen und jagt:

„Der Horst Wessel hat recht gehabt! So wie vor über hundert Jahren Theodor Körner recht hatte. Kinder, habt ihr noch nicht unser Lagerlied gelernt? Ich kann's bald“. Und er deklamiert kraftvoll den letzten Vers:

Die Fahne hoch! Horst Wessel hat's gefungen,
Der Freiheitskämpfer einer neuen Zeit!
Von seinem Geist und seinem Lied bezwungen
Ist nun ein Volk zu neuer Tat bereit!
Millionen Kameraden stehn geschlossen
Um ihren Führer, Faust und Hirn gespannt,
Jetzt gibt es Arbeit, Arbeit unverdrossen,
Die Arbeit für das neue Vaterland!
Geschlossen stehn sie, Frau und Mann:
„Heil Deutsches Reich!
Ein Volk tritt an!“

„Ja — stehn wir jetzt nicht wirklich alle geschlossen? Ein ganzes Volk?“

„Bis auf die Brüder, die's noch immer nicht kapieren wollen“, brummt Riese.

„Sie werden's noch kapieren — hinterm Stachelbraut“, sagt Heinz. „Das tut ihnen ganz gut —“

„Jawoll, die Wurst ist jut“, murmelt Krause, der nicht recht hingehört hat mit vollen Backen. „Du, Rübniß, laß man die andern doch nicht solange im Spindel hängen. So wat muß bei die Hitze frisch jeeessen werden.“

Bergholt, Rübniß und Riese bummeln zusammen durch die Stadt. Eine hübsche, gepflegte Stadt mit sauberen Straßen, schönen Anlagen, großen Bäden und modernen Kaffees. Und gerade, weil über allem doch der Hauch einer weiten Vergangenheit liegt und sich in altertümlichen Kirchen, romantischen Seitengassen und alten Häusern dokumentiert, wirkt diese Stadt so angenehm. Provinz — gute, unterhaltame, landlusterfüllte Provinz.

In der Dämmerung entzünden sich die ersten Straßenlaternen, die Ladenfenster sind voll Licht, aus einer Konditorei kommt Musik, Klavier und Geige dudeln geruhfam: „An der Wefer“.

Rübniß guckt hinter jedem hübschen Mädel her. Dann schüttelt er immer wieder den Kopf und murmelt:

„Nee — war's nicht.“

Bis Heinz endlich fragt:

„Na, wer soll's denn gewesen sein?“

„Die Kleine von heute mittag.“

„Ach nee!“

Heinz grinst belustigt.

„Feuer gefangen? Bei welcher von beiden denn?“

„Gott — waren beide sehr nett. Aber die Annelies wär mein Fall!“

„Schau — schau — Schwerenöter! Und nun hast du wohl gehofft, sie hier irgendwo zu finden? Optimist! Die Mädels haben sicher zu tun. Deswegen also hast du so gedrängelt, in die Stadt zu kommen!“

„Ach, Kinder“, sagt Riese, „laßt doch die Weiber! Trinken wir lieber wo 'ne anständige Molle. Rübniß lädt uns ein!“

Was soll Rübniß machen? Er kann nicht gut nein sagen, und außerdem hat er ja wirklich noch das meiste Geld. Also wird in einem Lokal eine Molle getrunken, von der Riese sachmännisch behauptet, daß sie „jefährdtes Leistungswasser“ wäre. Er trinkt trotzdem noch eine zweite und dritte. Danach hat er genug und alle drei machen sich wieder auf den Heimweg. Sie haben sich untergefahrt, der kleine Dike in der Mitte, und so marschieren sie durch das abendliche Land, die Chaussee zwischen den Wiesen und Feldern dahin. Es weht frisch vom Fluß her.

Niemand von den dreien sagt ein Wort. Aber sie alle fühlen wohl den Segen des Landes, über das ihre Schritte gehen, seinen geheimnisvollen Zauber und seine wundervolle Stärke.

Und dann sind sie wieder „zu Hause“ bei den andern im Arbeitslager. Eine sanfte Müdigkeit spüren sie im Blut. Viel haben sie heute erlebt — sie alle. Und viel werden sie noch erleben.

Fortsetzung folgt.

am Abend in sein Bettchen gebracht war, erklärte er plötzlich: „Mama, ich möchte nicht Kronprinz sein!“ Als man ihn fragte: Warum denn nicht? meinte er: „Immer im Wagen fahren, das ist langweilig. Da kann man ja gar keine Käfer und Schmetterlinge fangen. Und... Mäuse gibts hier auch nicht!“ Damit schlief er ein.

Seltam prophetische Worte sprach bei diesem Heimatsbesuch der Urgroßvater des Knaben, der alte Geheimrat, nachdem er einmal in die blauen Augen des Kindes gesehen hatte: „Eine schwere Aufgabe wartet seiner, Clara. Die Augen meines Sohnes werden mehr sehen als die der andern Menschen, mehr des Guten und mehr des Bösen. Versuche nicht, ihn auf den gemächlichen Weg der bürgerlichen Mittelmaßigkeit zu zwingen. Das vermag er nicht. Nur zwei Wege gibt es für ihn, den steinigten Dornenweg zur Höhe oder den abschüssigen Pfad in den dunklen Abgrund. Gott wird ihm die Kraft geben, den rechten Weg zu gehen!“

Von dem Urgroßvater wurde der Knabe in mancherlei Geheimnisse eingeweiht. Der alte Herr erzählt ihm von merkwürdigen Erscheinungen der Natur, und ließ ihn durch das Mikroskop sehen. Eine neue Wunderwelt tat sich auf.

In den Jahren bis zur Schule und in der ganzen Schulzeit war Hermann ein richtiger, fröhlicher Junge, lustig mit den Luftigen, streifte im Wald und Feld umher, botanisierte, schwamm, tollte herum. Fürst Geschwister waren schon geboren worden, es war also ein fröhliches Leben im Elternhaus. In der Schule war Hermann im Deutschen allen Mitschülern voran, mit seinen Aufsätzen konnte sich kein anderer messen. Nur im Rechnen war er nicht besonders groß.

Als Hermann in das Alter kam, in dem die andern Schüler schon Verabredungen mit den Schülerinnen der Töchter- schule hatten, machte er sich gar nichts aus Mädchen. Wenn die verliebten Jungens ihre Angebeteten andächtigten, machte er andere Verse, bei denen die Droste sein von ihm heiß bewundertes Vorbild war. In jenen Jugendtagen offenbarte sich auch schon sein Hang zum Streifen und Schweifen, und es gab manche Nacht, in der der Schüler durch das Fenster das Schlafgemach verließ, um draußen im Walde umherzuspazieren und die Natur auf seine Art zu erleben. Für ihn bedeutete es einen harten Schlag, als vor seinem letzten Schuljahr, die Eltern nach Münster versetzt wurden, und er den Schauplatz der Jugend und die Freunde, die er in reicher Zahl gewonnen, verlassen mußte. Vor seinem Scheiden aus Deutsch-Krona aber verbrachte er alle Verse und Gedichte, die er jemals zu Papier gebracht. Er machte einen Schlußstrich und begann ein neues Leben.

Nicht leicht war das Leben, das Hermann Lons erleiden mußte, aber Freude und Daseinsglück kamen immer wieder in ihm zum Durchbruch, und wenn überhaupt auf einen Dichter das schöne Wort Gustav Falke zutrifft, so kann man es auf Lons anwenden: „Hängt mir den Kranz, den goldenen Kranz, noch höher an die Sterne! Sehnlich und heißes Wollen beschwingen den Dichter, so lange er lebt, sie sind des Dichters bestes Teil geblieben.“

Man sollte leben, als ob man stets am Vorabend der großen Entscheidung stünde. Man sollte sich bereit halten, sie zu erwarten, und zwar so hoch, so vollkommen, so veredelnd, wie unsere Seele es sich nur irgend vorstellen kann.

Hermann Lons-Anekdoten

Zum 20. Todestag des am 27. September 1914 vor Reims gefallenen Dichters

Der Jäger

Hermann Lons war zu Gast bei einem Gutbesitzer, der in der Heide eine große Jagd besaß. Wochenlang hatten beide einem lapitalen Bod nachgehört. Endlich im Dachangelbusche verstreut, belamen sie ihn vor die Flinte. Lange betrachtete Lons das prächtige Tier, das abnunglos ähte. Dann jog er den Kolben an die Wange, aber es fiel kein Schuß. „Schreien Sie doch, Lons!“ taunte sein Begleiter. Aber der setzte mit einem Rud das Gemehr ab und sagte: „Rein, es geht nicht, der Bod ist zu schön!“

Die Schwiegermutter

Lons war bei einem Studienfreund zu Tisch. Er hatte der Frau des Hauses einen riesigen Blumenstrauß mitgebracht und auf seine — wunderbar geschmackvolle — Art geordnet. Am lebhaftesten unterhielt er sich dann aber mit der Schwiegermutter, die bei dem Freunde wohnte, und die sich nicht schlecht auf „Kritik“ verstand. „Weißt du, Leibfuchs“, sagte Lons nachher, „du hast dich ja soweit ganz nett entwickelt und bist ja auch einigermassen was geworden. Du hast eine sehr nette junge Frau. Aber das Beste an dir ist deine Schwiegermutter.“

„Sieh mal an...“

Wie gut der scharfsinnige Jäger Lons sich in der Natur auskannte, beweist ein kleines Erlebnis, von dem der Hamburger Thomas Hübbe erzählt. Mit ihm ging Lons bei einem Besuch in Hamburg in den Botanischen Garten. Da war er ganz in seinem Element! „Ich mußte staunen über seine Kenntnisse“, erzählt Hübbe. „Gelegentlich blieb er stehen, äugte fünfzig Meter weiter nach irgend einem arabischen oder indischen Gewächseln und sagte: „Sieh mal an, das habt ihr auch?“ Dabei nannte er einen unmöglichen Namen, deutsch und lateinisch. Und wenn wir dann hinkamen, stand der lauderwelsche Name wirklich auf dem Porzellan Schild.“

Wilderer

Auf einem Bahnhof in der Heide traf Lons eines Abends mit einer Gruppe Jäger zusammen. Sonntagsjägern reinsten Wassers, geistig und geübt, wenn auch von den Jagd- strapazen des Tages in der Eleganz schon etwas mitgenommen.

Lons unterhielt sich auf dem Bahnsteig mit dem Ortsgendarmen, dem er, mit den Augen auf die Jäger deutend, geheimnisvoll zuflüsterte: „Das sind lauter Wilderer!“ Erstunnt antwortete der Gendarm, das müsse ein Irrtum sein; diese Leute seien ihm alle bekannt und hätten einen gültigen Jagdschein. „Ja“, sagte Lons, „das weiß ich auch. Ich wollte auch nur sagen: das sind jagdberechtigte Wilderer!“

Die „Schreibereien“

Das heißschaffende Journalistenblut brachte es mit sich, daß Lons wohl geringfügig über seine Dichtungen dachte. Vor dem „Werwolf“, in der Periode des „Zweimäßigen Meyer“, des „Grünen“ und des „Braunen Buches“, die dem Autor schon manche Erfolge brachten, war er sein eigener Verächter. Er dachte so geringfügig über seine dichterischen Leistungen, daß er einem Freunde, dem Vorkler Otto Buchmann gegenüber, einmal äußerte: „Was ist denn an meinen Schreibereien daran? Ich wollte, ich hätte keine Feder angerührt, sähe irgendwo in der Heide und hieße Meyer. Kein Mensch mühe mich kennen.“

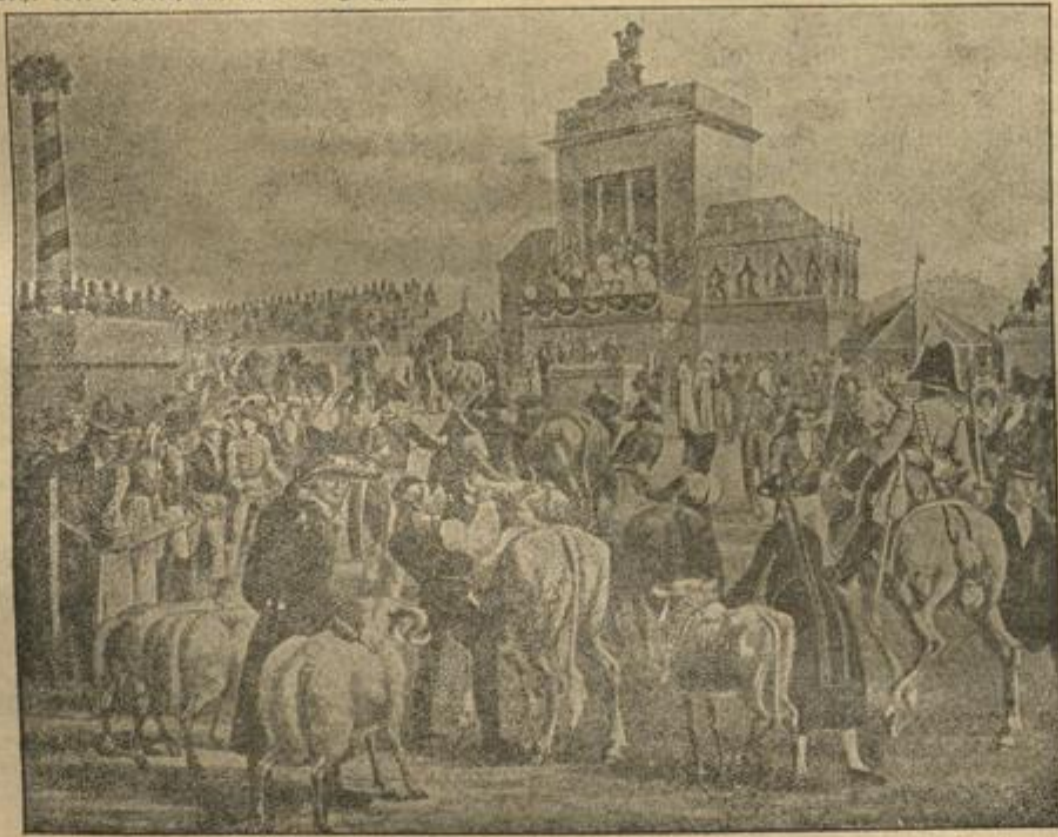
Vom Cannstatter Volksfest

Das Cannstatter Volksfest ist im Gang. Jedes Jahr der gleiche Betrieb, die gleiche Stimmung, von der Fröhlichkeit bis zur Feuchtfröhlichkeit. Größer und reichhaltiger als letztes Jahr ist heuer das Volksfest, die Bierzelte sind an Zahl gewachsen, und auch die Schaubuden, die in den beiden Außen-Strassen stehen, sind zahlreicher als sonst. Zwei Achterbahnen erheben sich wieder über die Feststadt, von ihnen aus kann man einen Blick über das Gewimmel werfen, ehe es lausend in die Tiefe hinabgeht. Auch die Wasserbahn fährt hoch hinaus und dann mit unheimlichem Schuß ins Wasser. Glücklicherweise spritzt es noch außen, und so kommt man noch einmal davon. Daß die „Stooter“ immer noch ganz groß in Mode sind, ist nicht weiter verwunderlich — Autofahren mit Zusammenstoß, ohne daß was passiert, ist halt auch zu schön. Aber die „Attraktion“ ist der Wasser-Stooter. Kleine Motorbootchen spritzen auf einem „See“ zueinander, mit mächtigem Getöse. Auch mit ihnen kann man zusammenstoßen, ohne ins Wasser zu purzeln. Es gibt Geisterbahnen, auf denen einem das Gruseln beigebracht wird, und Fahrten ins unbekante Blaue, und die Karussells sind dieses Jahr in teilweise ganz neuen Arten erschienen, an der Spitze das Zeppelin-Karussell, das tatsächlich einen Eindruck vom Fliegen gibt. Sehr hübsch sind die verschiedenen Kinderkarussells.

Schießbuden gibt es sonder Zahl. Man kann sich auf zwanzigerlei Art seine Preise erschießen, mit Kleinkaliber oder Stutzen, Luftgewehr oder Pistole, auf das rote Herzah auf

vorüberziehendes Wild, auf tönerne Nörhchen, in denen Blumen (fürs Knopsloch) stecken, und auf dünne Schnüre, an denen verdorrte Preise hängen, auf rotierende rote Striche, auf hüpfende Kugeln, auf tönerne Weisen. Wer was trifft, kann sich eine ganze Sammlung von Stoffhunden anlegen. Die Stoffhunde sind überhaupt reich vertreten. Ihre Hauptkonkurrenz sind Puppen mit süßen, pausbäckigen, großäugigen Gesichtern, Raken und Affen. Sie zieren vor allem die Regale der Glücksspieltische. Vom Automaten bis zum Pferdchen, vom Roulette bis zur Lotterie sind sämtliche Arten vertreten, und wer ein geborener Spieler ist, soll um seines Geldbeutel willen lieber gleich zu Hause bleiben. Sonst grinsen ihn zum Schluß lauter gewonnene Hunde und Rater (aus Stoff natürlich) und ein blißblank ausgeglichtes Portemonnaie an.

Etwas Besonderes ist natürlich die Stadt Viliput mit den kleinen, aber sehr hübschen Menschelein, die einen Bürgermeister und ein Rathaus und gar einen Zirkus haben. Für Kinder zumal ist diese kleine Stadt über die Wagen märchenhaft und sie staunen sehr, daß es so kleine Leute gibt wie sie, die doch ganz erwachsen und ernsthaft und feierlich sind und allerlei Künste können. In der „Futterstraße“ ist für alle Gemüts- des Ragens geforgt. Neugefärbt kann man nach einem „Stech-Beispiel“ sich ins Gewühle stürzen. Aber in den beiden Strassen, die das Volksfest begrenzen, häufen sich wieder die Attraktionen.



Das Cannstatter Volksfest

Das berühmte traditionelle Herbstfest der Schwaben, findet von 22. September bis 1. Oktober auf dem Cannstatter Wapenplatz. Unser Bild zeigt die feierliche Eröffnung des 1. Wandwirtschaftlichen Hauptfestes (Volksfestes) am 28. September 1818 durch König Wilhelm I. von Württemberg. Das Bild stellt ein Gemälde des bekannten schwäbischen Malers Pflug dar.

Das eine Gute ist nur, daß es ein hübsches Geld gebracht hat. Ich kann meine Sachen einfach nicht zum zweiten Male lesen. Ich habe sie hin und dann sind sie für mich abgetan.

Frontkämpfer- und Kriegsoffer-Ehrentag

Am 24. Sept. Seit Samstag mittag stand die Stadt wüßig im Zeichen des 2. Schwäbischen Kriegsoffer-Ehrentages. Bis in den letzten Winkel hinein war die Stadt mit Fahnen und Grün prächtig geschmückt, und auch die Nachbarstadt Neu-Ulm hatte sich zur Begrüßung der ihr zugeleiteten Kriegsoffer in ein festliches Gewand geworfen. Die Ulmer Kraftfahrzeugbesitzer stellten sich in erfreulicher Zahl zur Beförderung der Schwer- kriegsbeschädigten zur Verfügung, und die Reichsbahn bewies durch den An- und Abtransport von 42000 Sonderzugsteilnehmern ihre Leistungsfähigkeit. Bei Einbruch der Dunkelheit marschierten vom Charlottenplatz die bereits eingetroffenen Gäste zusammen mit SA., SS., PD., HJ., Arbeitsdiensten und den übrigen nationalen Verbänden in einem eindrucksvollen Badelzug zum Münsterplatz, zum Großen Zapfenstreich, bei dem Gaudinspizker Mäurer-Ulm eine packende Ansprache hielt. Gemessenes Zusammensein vereinigter anschließender Gäste und Gästegeber bei dem großen Kameradschaftstreffen im Saalbau.

Am Sonntag zogen die drei Ulmer Reichsmehrtruppen zum großen Becken von 7 bis 8 Uhr morgens durch die Straßen, und eine Stunde später sammelten sich die inzwischen mit Sonder- zügen und in Omnibussen und Kraftwagen eingetroffenen Kriegs- offer mit den bereits anwesenden Gästen zum Aufmarsch im Stadion. Etwa 350 Ortsgruppen der Bezirke Rottweil, Stuttgart, Ulm und Augsburg marschierten in vier gewaltigen Marschkolonnen in Zwölfreihen im Stadion ein; ihnen folgten eine Ehrenhundertchaft der Schutzpolizei, Ehrenkürme der SA., PD. und des Arbeitsdienstes. Dann erschienen in besonderem Zuge die Reichskriegsofferführer Oberlindecker, Reichs- statthalter Murr, Ministerpräsident Mergenthaler, Ober- bürgermeister D. Förster-Ulm und Polizeidirektor Dreher- Ulm, die Führer der SA., SS. und PD. usw. Den Schluß bildeten die Kriegsofferführer und die Ehrenkompanie der Reichs- wehr mit den ehemaligen Feldzeichen des Württ. Grenadier- regiments 123 und des Bayer. Infanterieregiments 12.

Die Zahl der an der Kundgebung Beteiligten dürfte mit 75000 nicht zu hoch geschätzt sein. Niemals sah das Stadion so viele Menschen. In der vordersten Reihe waren die Ehrenpläne der Schwerekriegsbeschädigten, zum Teil in Fahrgestellen. Der Reichskriegsofferführer Oberlindecker begrüßte jeden einzelnen von ihnen. Hinter der Landespolizei stand in drei Kolonnen die unübersehbare Zahl der Kriegsoffer.

Im Mittelpunkt der Kundgebung stand eine Reihe kurzer Ansprachen, die der Ulmer Ortsgruppenführer Freudenberger er- öffnete. Er begrüßte insbesondere auch die Teilnehmer aus der Schweiz und aus dem Saargebiet. Besonders lebhaft begrüßt wurden die Kriegsoffer von der Saar, die mit ihrer schwarzen Fahne schon von ferne auffielen. Ortsgruppenführer Freuden- berger leitete hierauf den Gedankengang für die zwei Millionen Gefallenen des Weltkrieges ein.

Anschließend sprachen Oberbürgermeister Dr. Förster na- mens der Stadt Ulm, Reichsstatthalter Murr, Ministerpräsident Mergenthaler, der Führer der Kriegsoffer der Saar, Bal- dmer, und zum Schluß der Reichskriegsofferführer Oberlin- dcker. Sie alle brachten die starke Verbundenheit des gesamten deutschen Volkes mit den ersten Bürgern des Reiches zum Aus- druck. — Mit dem gemeinsamen Gesang der beiden National- hymnen wurde die Kundgebung geschlossen.

Nach kurzer Mittagspause strömte erneut wieder alles hinaus zum Stadion, wo um 3 Uhr das mit Spannung erwartete Schaugefecht der Reichswehr begann. Alle Gefechts- handlungen wurden am Lautsprecher eingehend erläutert. Vor Beginn des „Schaugefechts der Reichswehr“ hielt der Komman- dant der Stellung Ulm, Oberst Hahn, eine Begrüßungsansprache an die Kundgebungsteilnehmer. Die „Stunde der Wehrmacht“, ein Zeichen der herzlichen Verbundenheit zwischen der Reichs- wehr und den Kriegsoffizieren, schloß mit dem Deutschland- und dem Horst-Wessel-Lied und einem Vorbeimarsch der am Gefecht beteiligt gewesenen Truppenteile vor dem Stellungskommandant Oberst Hahn in Begleitung des Reichskriegsofferführers Oberlindecker und des württembergischen Ministerpräsidenten Mergenthaler sowie dreier Schwerkriegsbeschädigter, die in Fahrgestellen vor den vorbeimarschierenden Kolonnen aufgestellt waren.

Buntes Allerlei

3,5 Kilometer Unterwasser-Tunnel

Der Bau von Unterwassertunneln hat immer wieder die Bewunderung aller Zeiten am meisten beschäftigt. Die kühnsten Pläne, die geschmiedet wurden, besaßen sich bereits mit einer Unter- tunnelung der Meerenge von Gibraltar und des Vermessungswegs. Fast wird man an den phantastischen Zukunftsroman „Keller- mann“, „Der Tunnel“, erinnert (bei dem die Untertunnelung des Atlantik geschildert wird), wenn jetzt die Nachricht von dem längsten modernen Unterwassertunnel bekannt wird. Dies Wunderwerk entstand in England und verbindet unter dem Mer- sen-Fluß Liverpool und Birkenhead. Dreieinhalb Kilometer lang ist der englischen Automobile unter dem Wasser zurück, als jetzt der gigantische Bau dem Verkehr übergeben wurde. Dies ungeheure Werk der modernen Technik hat eine Bauzeit von neun Jahren beansprucht und in dieser Zeit rund zweitausend Arbeiter Lohn und Brot gegeben. Die Tatsache, daß immer wieder durch Einstürze und Wassereinträge das Werk der Ingenieure gefährdet wurde, trug wesentlich dazu bei, daß sich der Bau über so viele Jahre hinzog. Man hat der Riesentunnel- ganzen schon über hundert Millionen Mark an Baukosten ver- ursacht, mit die größte Summe, die je für ähnliche Bauten auf- gewendet wurde. Die Breite des Tunnels beträgt 15 Meter. Von dieser Fläche ist der größte Teil dem Verkehr der Autos bestimmt, ein schmalerer Gang für Fußgänger. Auch elektrische Bahnen und andere Wagen werden durch den Tunnel fahren, vorläufig wurde er nur dem Autoverkehr übergeben. Dabei hat man die interessante Feststellung gemacht, daß am ersten Tage sich in der Stunde ein Autoverkehr von 4150 Wagen durch den Tunnel ergoß.

Schloß Hohenzieritz wird Museum

Eine der historisch wertvollsten deutschen Gedächtnisstätten ist durch ihre Erneuerung und Umwandlung in ein Museum dem deut- schen Volke neu geschenkt worden. Es handelt sich um das ehemalige Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz gelegene Schloß Hohenzieritz, in dem die Königin Luise 1810 gestorben ist. Wö- chenlang wurden hier dringend notwendige Erneuerungsarbeiten ausgeführt, die nun beendet sind. Damit bleibt das Schloß in seiner früheren Gestalt für immer erhalten. Es ist nun als Mu- seum jederzeit der Besichtigung zugänglich. Neben Hohenzieritz sind auch die Schlösser in Neustrelitz und Mirow einer gründ- lichen Wiederherstellung unterzogen worden. Auch diese beiden Stätten enthalten viele historische wertvolle Erinnerungen. Im Schloß Neustrelitz wird u. a. das Kleid der Königin Luise auf- bewahrt, das sie zuletzt trug.